

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 10

Artikel: Erinnerungen eines Landarztes
Autor: Chappuis, Samuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071298>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erinnerungen eines
LANDARZTES
 von Dr. Samuel Chappuis
 TITELILLUSTRATION VON CHARLES CLÉMENT

Der Verfasser dieser Blätter wirkte beinahe ein halbes Jahrhundert als Arzt im nördlichen Teil des Waadtlandes.

... Dunkle, farblose Tage ...

DIE Tage kommen und gehen, aber sind sich nicht gleich. Es gibt düstere Tage, wo des Menschen Antlitz traurig ist. Das Leben eines Landarztes ist nicht immer so poetisch und schön gefärbt, wie es gewisse Schriftsteller wahr haben wollen.

Ein Tag kann so beginnen: Die Wolken sind tief, und Schneeflocken wirbeln spärlich im grauen Morgen. Es fängt damit an, daß ich mich zum Richter begeben muß, um eine Leichenschau vorzunehmen — ein Knecht hat sich im Stall seines Meisters erhängt.

Der Mann hängt immer noch am Balken. Der Richter und der Schreiber erwarten mich, und ich muß die übliche medizinische Feststellung des Tatbestandes machen. Ich kannte diesen Knecht persönlich, er war, wie so viele, verbraucht und alt vor der Zeit. An seinem Gürtel hängt eine Flasche, aus der Alkohol-

geruch aufsteigt. Währenddem ich meine Untersuchung mache, stelle ich mir vor, wie er beim kalten Morgengrauen zum Stall gekommen ist, schweren Schrittes, müden Schrittes, und wie er dann das Stalltor auftrat — ein freudloser Mann. Er zögert einen Augenblick auf der Schwelle im bleichen Dämmerlicht. Dann knüpft er das Seil an den Nagel, steht still, horcht auf; er hat Angst, jemand werde ihn stören. Man hat ihn überall gesucht, als man ihn beim Morgenessen vermißte, und dann hat man ihn gefunden. Jetzt müssen wir ihn stören.

Man wird mir entgegengehalten: Nur einen recht jungen Arzt kann ein solches Vorkommnis berühren und erregen.

Glaubt ihr wirklich, daß man sich je an so etwas gewöhnt? Stellt ihr euch vor, daß ein älterer Arzt dem menschlichen Elend mit kalter Gleichgültigkeit gegenüberstehe? Vielleicht wird dies eines Tages der Fall sein, wenn der Arzt, wie es sich gewisse Leiter von Krankenkassen wünschen, «mechanisiert» sein wird. Dann wird der Arzt nämlich nur noch ein Techniker sein, der mechanisch arbeitet, wie ein Galeerensträfling. Vielleicht wird es einmal gelingen, das zu töten, was ich die Seele des Arztberufes nennen möchte.

.....

DIESES hier geschieht im selben Dorf: Ich mache einem nicht unwichtigen Mitglied der Gemeinde einen Arztbesuch. Vor einigen Tagen hatte er einen kleinen Unglücksfall erlitten, nämlich eine Knieverrenkung. Beim ersten Besuch fragte er mich:

«Glauben Sie nicht, daß irgend etwas kaputt ist in meinem Knie?»

«Auf keinen Fall, es handelt sich um eine einfache Verrenkung. Was Sie benötigen, sind Ruhe, warme Wickel, vorsichtige Massagen und dann wird wieder alles in Ordnung sein.»

Und in der Tat, einige Tage später ging es ihm viel besser. Das Knie tat zwar noch etwas weh, aber schließlich kann es vorkommen, daß bei einem Sechzigjährigen die Gelenke knarren.

Heute liegt unser Patient auf seinem Diwan. Der Arzt beugt sich über das Knie und sieht dort ein schwarzes, klebriges Pflaster.

«Was haben Sie denn da auf Ihr Knie getan?»

«Herr Doktor, bitte, entschuldigen Sie, ich will Ihnen nichts verschweigen. Ich war näm-

lich beim „Knocheneinrenker“ von Cortaillod, und er hat mir gesagt, der Knienerv sei verschoben. Ich kann Ihnen sagen, er hat mehr Kraft angewendet als Sie, der hat Daumen! Verstehen Sie, man muß eben eine Gabe für solche Dinge haben.»

Der Arzt sagt nichts — was könnte er schon sagen? Er zieht sich würdevoll zurück. Sein Patient ruft ihm noch nach: «Nichts für un- gut, Herr Doktor, kommen Sie wieder in einigen Tagen!»

Der Arzt setzt sich in seinen Wagen und vertraut dem Wind einen Ausruf an, der irgendwie, aber doch nicht ganz, wie «chrétien» tönt!

.....

EIN schwächliches Wickelkind schrillt sein Elend in die Welt. Ich muß der Mutter erklären, daß ein zwei Monate altes Kind Kuhmilch, die nicht mit Wasser verdünnt ist, schwer erträgt, daß man es in regelmäßigen Zeitabständen nähren und die Mischung dosieren muß und was auch sonst noch über Säuglingsernährung zu sagen ist. Wird sie es verstehen?

Es handelt sich um Deutschschweizer, die ein primitives Französisch sprechen, das sie mit Worten ihres harten Dialektes vermischen. Das Kindlein wehrt sich wie ein kleiner Teufel, bevor ich es überhaupt berühre. Es muß eine wahre Strategie angewendet werden, bis es sich endlich untersuchen läßt. Ungeduld, schlechte Laune, weicht von mir!

Der Tag ist grau, es ist kalt, und der Schneestaub fliegt um die stummen, friedlichen Bauernhöfe. Aber auf der Landstraße pfeift plötzlich ein geplatzter Autoreifen seinen Weherton — ich muß anhalten. Gottlob ist der Wegarbeiter Rosset da, kräftig und solid gebaut, und üppig ist sein Schnurrbart; er ist bereit, Hand anzulegen. Dort unten, in den Wiesen, halten die weißen Möven und die schwarzen Raben Rat — der Winter steht vor der Türe. Nachdem er den Reifen ausgebessert hatte, gab mir der Wegarbeiter die Hand und bemerkte:

«Es scheint doch nicht alles so bequem zu sein für einen Arzt. Ihr habt auch eure Widerwärtigkeiten.»

«Sicherlich, an gewissen Tagen kommt einem allerlei in die Quere.»

.....

DER Sohn von M. V. liegt unruhig im Bett mit seinem dreitägigen Bart, seinen geängstigten Augen. Er beklagt sich, sein Magen, sein armer Kopf tue ihm weh. Er tut einem leid; denn alle Behandlungen, die ihm zahlreiche Ärzte vorschrieben, waren bis jetzt erfolglos. Seine Nächsten sind erstaunt, fast entrüstet darüber, daß die Ärzte bis jetzt unfähig waren, ihm ein Arzneimittel zukommen zu lassen, das Mittel, das alles heilt.

Im nächsten Haus liegt eine kranke Frau, auch sie hat ein unheilbares Leiden. Ihr Mann wendet sich an Scharlatane, an Kräuterhändler, an Kurpfuscher, die alles mit Pflastern heilen. Die Kranke und ihr Mann haben sogar eine weite Reise zu einem berühmten Quacksalber unternommen, wo Kranke aus allen Erdteilen zusammenströmen; leider war alles umsonst.

Frau Julie sagt folgendes zu mir:

«Ich glaube nicht, daß die Flasche daran schuld ist. Es dreht sich alles in meinem Kopf (auch in dem des Verfassers!), es müssen die Nerven sein. Die Nerven halten mich von der Verdauung ab, und ich habe Kopfweh. Da ich kaum atmen konnte, habe ich mir Schröpfköpfe aufsetzen lassen. Mal hatte ich kalt, mal warm.»

Schließlich fügt sie noch bei: «Man hat Sie holen lassen, damit man sich nichts vorzuwerfen hat im Falle, daß etwas passiert.»

Die alte B. flüstert mir auf der Türschwelle zu: «Frau Julie hat Angst zu sterben, sie hat nämlich Geld und möchte alles selber aufessen.»

Ein gewisser X hält mich auf der Straße an. Wir sind von Nebel umhüllt, drei weiße Hühner picken auf der Erde vor dem Bauernhaus, ein schwarzes Huhn läuft frei herum auf dem Acker.

X sagt zu mir: «Ich möchte Ihnen mein Bein zeigen; ich habe einen Ausschlag, das kommt vom Blut.»

Auf der Straße, im Dreck, vor den drei weißen Hühnern, die immer noch picken und auch vor dem schwarzen, hebt er sein Hosenbein auf und zeigt mir sein mageres, schmutziges Bein.

«Es juckt!» sagt er.

Dann entfernt er sich, drehte sich aber noch um und fragte mich plötzlich: «Hat Sie die Gemeinde schon bezahlt für die Behandlung meines Bruders?»

Ich entgegnete, daß mir dies wirklich nicht gegenwärtig sei, worauf er mir zurief: «Ach, die haben Geld, die können bezahlen — ver-

langen Sie ihnen einfach zwanzig Franken mehr!»

■ ■ ■ *Alte Freundinnen* ■ ■ ■

Ein Arzt lernt das Herz eines Menschen kennen wie der Bauer seine Erde.

Ich höre erstickte Laute, ein Rascheln, mein Fuß schreitet auf einem dichten Blätterteppich im Wald. Die Stimme des Waldes und die des Menschen werden eins: Es ist ein dunkles Murmeln, wer weiß von wo, ein feines Echo, das mein Herz mit tausend Gesängen erfüllt.

Ein schönes, junges Antlitz lächelt mir zu, ein anderes und ein drittes, sie tauchen auf und sie verschwinden. Alte verwelkte Gesichter am Wegrand — sie rufen und nicken. Heute denke ich an euch, ihr alten Freundinnen, die ich auf meinem Lebensweg getroffen habe. Wer könnte ihn in seiner ganzen Fülle preisen, den Schatz an Freundschaft, liebevoller Fürsorge, Zärtlichkeit, mit dem ihr mich beschenkt habt. Vielleicht ist es wahr, daß sich die Zeiten geändert haben und daß die Götter, die wir damals anbeteten, für viele falsche Götter geworden sind.

Ich sehe es voraus, man wird mir entgegenen: «Sie, ein Arzt, kommen uns mit Zärtlichkeit und Freundschaft. Was wir hören möchten, ist etwas anderes, nämlich wie ein alter Landarzt Schenkelbrüche einrichtete im Hause des Patienten, wie er es wagte, einen eingeklemmten Leistenbruch auf dem Küchentisch zu operieren, ja, von solchem und ähnlichem möchten wir hören, d. h. vom intensiven Wirken eines praktischen Arztes, wie es sie früher gab.»

Meine lieben Freunde, was denkt ihr euch? Das Leben jenes Landarztes glich dem eines Arztes von 1955, freilich mit einigen Unterschieden; die sich sehr ernst nehmende Wissenschaft hat allerlei geändert.

Ihr werdet mir entgegenen: «Der Arzt ist nicht dazu da, um Freunde zu erwerben — oder sogar alte Freundinnen! Wichtig ist, daß er seine Kranken zu heilen sucht, daß er ihnen die Penicillinspritzen rechtzeitig verabreicht.» Aber wir dürfen einfach nicht auf jene Leute hören, die eine hochmütige Wissenschaft blendet. Laßt mich doch von meinen alten, weißhaarigen Freundinnen sprechen. Sie haben mir viel gegeben, denn sie besaßen den Verstand von Menschen, die lang gelebt haben und die das Leben nicht bitter oder grämlich gemacht hat.

«Wenn man nicht mit sich selbst und dem Leben in Zwistigkeiten geraten will, muß man in dem Verhältnis mehr ans Ideal glauben, in dem man weniger an den Menschen glaubt», schreibt Eugène Rambert.

Der alte Arzt zieht aber vor, zu sagen, daß man ans Ideal wie an den Menschen glauben muß. Gewiß, wir haben unsere Fehler, wir sind eben Menschen. Wehe dem, der sich besser glaubt als seinen Nächsten! Meine alten Freundinnen haben mir die kostbarsten Schätze gezeigt, die die menschliche Seele enthält.

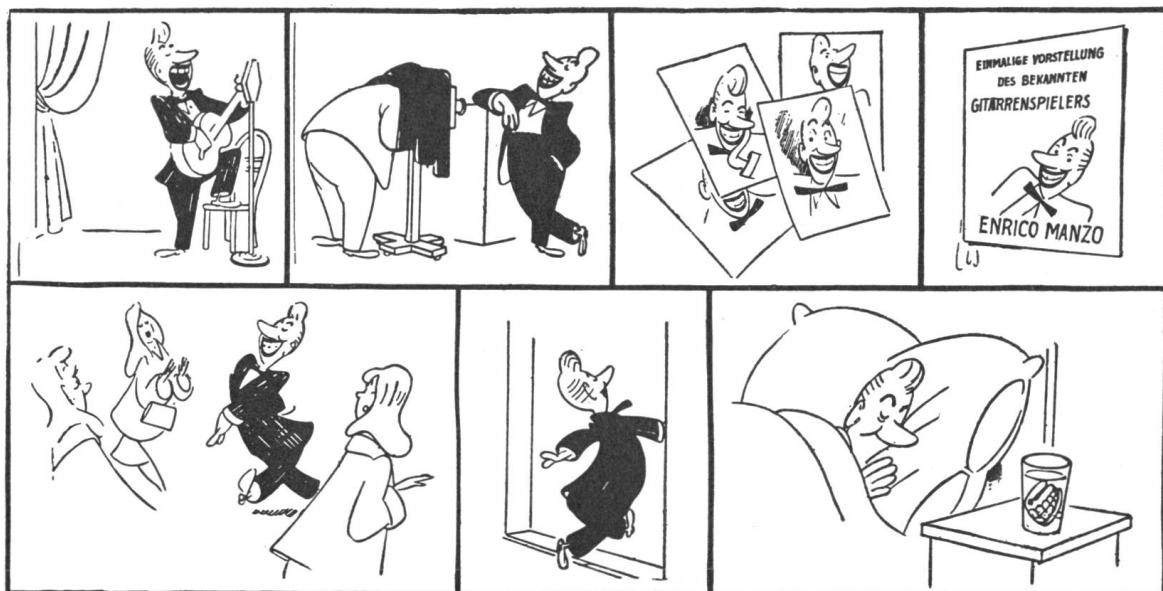
Es ist schon lange her, seit Frau Meillard dahingeschieden ist. Sie ist von uns gegangen wie jemand, der eine große Reise antritt, friedlich und heiter. Ihr Haus stand am Kreuzweg von zwei Landstraßen, jener, die zum nächsten Dorf führt und der andern, die gegen Wiesen und Wald ansteigt. Die Hauswand war von einer Klematis bedeckt. Man trat durch die Küche ins Haus und kam dann in die Kammer, wo der Laden war. Frau Meillard führte nämlich einen Laden, eine Art Kolonialwarenhandlung, und bei ihr war auch das öffentliche Telefon installiert. Sie war immer guten Mutes und man wurde freundlich empfangen — wirklich, man war immer willkommen bei Frau Meillard. Sie erzählte alte Geschichten, sprach von der Vergangenheit, vom alten Doktor Rapin aus dem Dorf Tuileries, vom Doktor Raymond aus Yverdon. Sie war die Ratgeberin

der Dorfbewohner und kannte ein unfehlbares Geheimmittel zur Warzenaustreibung. Das ganze Dorf kam zu ihr, um Zucker oder Kaffee zu kaufen, Schuhbündel, Federhalter, Stricke, Nadeln. Es gab in jener Kammer Gestelle, auf denen Gefäße standen, mit Bonbons gefüllt, auch Zigarettenpäckchen und Wollstrangen lagen da. Ein Geruch nach Kaffee und Tabak schwebte in der Luft.

Bei Frau Meillard erfuhr man alles, was in der Gemeinde geschah. Es war eine geweihte Stätte, in der man zu wissen kriegte, warum die Frau von François geweint hatte und auch, daß der Arzt Elise mitgeteilt habe, ihr Kleiner sei sehr krank.

Madame Meillard lebt nicht mehr. Seit vielen Jahren steht das große Haus mit der Klematis nicht mehr. Es ist eben unerlässlich, daß der Mensch und die Dinge mit der Zeit verschwinden. Und doch, die Menschen benehmen sich, als ob sie und die Dinge ewig wären. Ich möchte nicht darüber entscheiden, ob sie unrecht haben. Wie dem auch sei, die Frauen vertrauen ihr Leid und ihre Sorgen nicht mehr der alten Dame an, die grau und verrunzelt war und ein weißes, spitzenbesetztes Häubchen trug. Mein kleiner Junge, dem sie Bonbons zu geben pflegte, fand, sie sehe aus wie Rotkäppchens Großmutter. Meine liebe Frau Meillard, auch Sie schienen damals bestimmt zu sein, ewig zu leben.

Bilder ohne Worte



■ ■ ■ *Nochmals zwei vorbildliche Frauen* ■ ■ ■

WENN man den Weg begeht, der hügel-aufwärts über das Dorf führt, kommt man zu einem großen Bauernhaus, das ganz von Wiesen umgeben ist. Nachher erreicht man den Wald, kommt zum Arnontälchen und zur Mühle von Novalles. Wie viele Male habe ich die Schwelle jenes Bauernhauses überschritten! Immer wurde ich von der Frau des Hauses mit Wohlwollen empfangen. Sie war eine wirkliche Dame, doch dessen unbewußt, eine grande dame, die alle Merkmale der Vornehmheit und Würde besaß; sie hatte wahrhaftig den Charakter einer Aristokratin. Ich möchte damit sagen, daß sie mit den höchsten ländlichen Tugenden geziert war, die denen, die sie besitzen, geistiges Gleichgewicht und Vernunft verleihen — in einem Wort: Maß. Man müßte versuchen, diese Tugenden zu bewahren, trotz allen Umstürzen auf unserer Erde.

Man wird mir entgegenhalten, ich habe auf dem Land praktiziert und idealisiere jetzt das Landleben oder, schlimmer, ich fälsche es irgendwie in meinem Geist. Man soll aus einem Arzt keinen Romanhelden machen, wird man mir sagen, aber auch nicht aus einem Bauern.

Dies ist natürlich richtig. Natürlich könnte ich allerlei erzählen von Trägheit, Geiz und Trunksucht.

Aber ich ziehe vor, Blumen statt Dornen zu pflücken. Und glaubt es mir, meine Freunde, diese Blumen blühen wirklich.

Aber kehren wir zu unserer alten Freundin zurück, die dort oben auf dem einsamen Bauernhof lebt. Erinnerst du dich, kleine Enkelin, an die verwundete Wildtaube, die ihr einst fandet und nach Hause brachtet? Sie konnte mit ihren Gefährten nicht nach glücklicheren Ländern fliegen, wo es keinen Winter gibt. Dies war ein Symbol — hat nicht eure hochherzige Großmutter die schwierige Pflicht auf sich genommen, den kleinen Waisenkindern eine Mutter zu sein?

Ja, das waren wirklich treue Freundinnen! Im gleichen Dorf, in jenem Dorf, wo Frau Meillards Laden stand, habe ich eine Mutter gekannt, deren Herz von tausend Pfeilen des Schmerzes durchbohrt war. Sie hatte das Bitterste erlebt, das einer Mutter geschehen kann. Ich sehe noch heute ihr Antlitz vor mir, das die Zeit nicht gezeichnet hatte; es war ein Gesicht, das noch rosig war und frisch mit seinen blauen Augen, in denen trotz allem Er-

Der Erde Angesichter

Zwei Vexierbilder aus dem 19. Jahrhundert

Eingesandt von Roger Hauri, Zürich

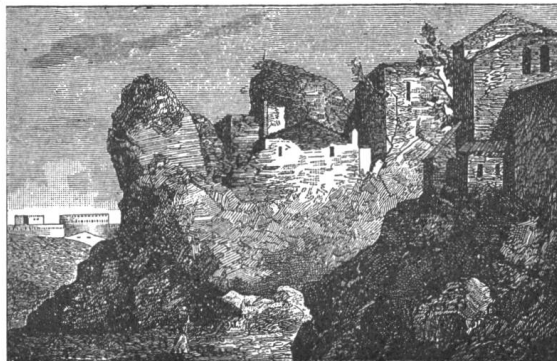
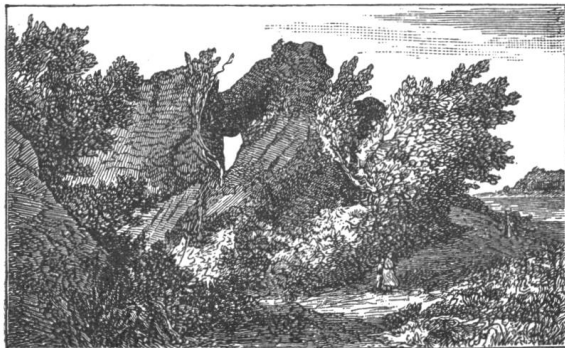
Gar nicht selten findet man, wenn man einen Berggrat längere Zeit betrachtet, wie sich an demselben menschliche Gesichter silhouettieren, welche gegen den Himmel emporschauen.

So vermag fast jeder von der Stadt Genf aus, aber auch von andern Stellen am Genfersee, in den Spitzen des Montblanc-Gebirges den Kopf Napoleons mit seinem bekannten Hut waagrecht gegen den Himmel aufblickend herauszufinden. An gewissen Stellen nördlich

vom Pilatus, besonders deutlich bei Aeugst, zeigt man in ähnlicher Stellung das Gesicht des hingerichteten Ludwig XVI.

Auch diese beiden Vexierbilder zeigen menschliche Gesichter.

Da die Vexierbilder, die wir publizieren, viel Anklang gefunden haben, fordern wir unsere Leser auf, uns weitere zuzustellen, wenn möglich solche des XVIII. oder der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts.



lebten ein Licht der Hoffnung leuchtete. Schöne weiße Haare umrahmten dieses Gesicht, das würdig war, gemalt zu werden. Auch sie, wie die andern alten Freundinnen, die hier erwähnt sind, empfing uns auf mütterliche Weise. Ich erinnere mich noch daran, daß sie für mich einen Strauß von Christrosen pflückte. Es war Dezember, der Sturm heulte und der Regen weichte die Wege auf. Damals war sie achtzig Jahre alt. Sie liebte die Blumen, ihr Herz war jung. Sie war hübsch und wohlwollend, und sie hatte eine große Heiterkeit in ihrem Gemüt. Ich war jung, sie gab mir die Christrosen; wenn ich es gewagt hätte, hätte ich sie geküßt. Heute bin ich alt, nun sind es junge, blonde Mädchen, die mir Christrosen bringen.

In der heutigen Epoche, in der man so viele grämliche Worte hört, so viele Worte der Enttäuschung, in der man so viele Bücher schreibt, die die Bitterkeit des Absinths und der Galle in sich haben, ist es tröstend, an jene unschuldigen Seelen zu denken, an jene Frauen, für die das Leben zweifellos nicht leicht war, an jene Antlitze, geformt von Zärtlichkeit und Güte. Für euch, die ihr mir an einem Wintertag Christrosen schenktet und die ihr die Zuneigung einer Mutter für mich hattet, habe ich dies Kränzlein gewunden.

■ ■ ■ *Was macht den guten Arzt aus?* ■ ■ ■

Es sind jetzt 45 Jahre her, seit ich meine Praxis eröffnete.

Ein Onkel hatte mir bei diesem Anlaß eine tröstliche Rede gehalten. «Ihr jungen Mediziner, sagte er, «ihr habt viel Glück. Ihr seid so viel besser vorbereitet, als wir es waren. Die Wissenschaft und Technik der Medizin haben große Fortschritte gemacht, es ist ganz anders als damals, zu unserer Zeit. Wahrlich, ihr habt Glück.»

Vielleicht ist nun der junge Arzt von damals, das heißt von 1910, in der Lage, heute einem jungen Kollegen eine ähnliche Rede zu halten. Alles ändert sich, und doch bleibt alles unverändert.

Das einzige Instrument, das unser Äskulap besaß, war ein Stethoskop. Er erinnerte sich zweifellos an die strengen Worte und Ermahnungen des großen Lehrmeisters, der zahlreiche Generationen von Medizinern herangebildet hat. Ein junger Kandidat, der bei einem mehr oder weniger schwierigen Fall zögerte und dieses oder jenes Instrument verlangte, um die Unter-

suchung des Kranken zu beenden, wurde lebhaft zurechtgewiesen:

«Glauben Sie denn eigentlich, daß Sie beständig ein Wägelchen mit sich führen werden, um alle Ihre Instrumente zu transportieren? Der liebe Gott hat Ihnen ein Hirn gegeben und Augen, Ohren und Hände. Gebrauchen Sie zuerst einmal diese Instrumente, Sie Taborgnau!»

Der welsche Ausdruck bezeichnet einen Tölpel, das Wort ist gut und prägnant, ein Peitschenhieb — wenn man daran ist, eine Dummheit zu machen, scheint einem die rauhe Stimme des alten Meisters eine letzte Warnung zuzurufen: «Taborgnau», und das wirkt erfrischend.

Aber die Zeiten haben sich eben doch geändert. Es würde heute manchen Kranken beunruhigen, wenn der Arzt seinen Besuch ohne ein wohlausgestattetes Instrumentenkofferchen machen würde, gefüllt mit allem, was zum Messen des Blutdruckes und zur Blutuntersuchung dient und auch mit Injektionsspritzen, Spiegeln... Wirklich, ein Wägelchen wäre angezeigt!

Laßt uns diesem Meister die Huldigung angedeihen, die ihm gebührt; er hat seinen Schülern den Respekt vor dem Menschen und vor dem Kranken eingeprägt. Wenn der Student dem Kranken eine ungehörige Frage stellte oder wenn er überhaupt Verstöße gegen den Takt beging, wurde der alte Meister rasend und geißelte mit seiner beißenden Ironie den Ungeschickten, der sich darauf unweigerlich duckte. Dies war eine ausgezeichnete Methode, um einen zukünftigen Arzt zu erziehen und um ihm zu verstehen zu geben, wie er sich benehmen müsse. Es lehrte ihn, nie zu vergessen, daß die wichtigsten Eigenschaften, die ein Arzt besitzen muß, der Sinn für das Menschliche, Takt und Wohlwollen sind. Niemand hätte uns die wahre Ethik des Arztberufes besser lehren können als der alte Meister. Seine Ethik gilt für alle Zeiten.

■ ■ ■ ■ ■

Zu meiner Zeit wurden die Patienten nicht so oft ins Krankenhaus eingeliefert wie heutzutage. Eine Anzahl von Operationen wurde im Domizil des Kranken ausgeführt, zum Beispiel die Entbindungen, auch die schwierigsten, sowie Knochenbrüche jeglicher Art, Luftröhrenschnitte bei Diphtheritis und Eingriffe geringerer Bedeutung. Die Röntgenfotografie war noch nicht so fortgeschritten wie heute, und auch die technischen Verfahren waren viel pri-

mitiver, auch die intravenösen Einspritzungen, die jetzt so oft vorgenommen werden, waren damals fast eine Neuheit.

Jede Generation glaubt, daß sich gerade in ihrer Epoche der Arzt und mit ihm die Medizin in einem entscheidenden Umbruch befinde. In Wirklichkeit handelt es sich nur um die verschiedenen Etappen einer natürlichen Evolution. Wir müssen aber immerhin anerkennen, daß diese Etappen in den letzten fünfzig Jahren mit äußerster Schnelligkeit aufeinander gefolgt sind, man könnte sogar sagen, daß sie ohne Anhalt vorwärts jagten. Der Arzt von 1955 betrachtet den von 1900 nicht ohne ein geringes Erstaunen oder sogar mit etwas Herablassung, und er fragt sich, in welcher Weise sich ein Arzt von damals wohl nützlich machen konnte. Der Bonze von einer Krankenkasse hat sogar behauptet, das einzige, was ein Arzt vor dreißig Jahren seinen Kranken bieten konnte, sei sein persönlicher Einfluß gewesen. Das geht denn doch zu weit und zeugt von einer großen Unwissenheit, um nicht etwas anderes zu sagen!

Es dürfte eines gewissen Interesses nicht entbehren, zu zeigen, wie sich ein unbedeutender Landarzt, sehr jung und ohne große Erfahrung, aus der Sache zog.

Machen wir einen kleinen Ausflug in die Vergangenheit: Es ist Winter 1910/1911. Viel Schnee ist gefallen, und es ist kalt. Begeben wir uns nach Novalles und steigen wir auf die Höhe von Villars-Burquin, um von dort aus abwärts zu gehen über Vaugondry und den Wald von Champagne. Wir können uns aber auch nach Fontanezier begeben und von dort aus nach Bonvillars. Die Landschaft ist weiß, die Raben suchen ihr kärgliches Mahl, der Arzt macht sich beim Tagesgrauen auf den Weg. Es wird lange gehen, bis er ans Ziel kommt, denn die Straßen wurden noch nicht dem Verkehr geöffnet nach dem Schneefall.

Wir haben aber keine Zeit zu verlieren. Madame Roux, die Hebamme, ruft mich; eine Gebärende macht ihr Sorgen. Auch diese brave Frau, die Geburtshelferin des Dorfes und seiner Umgebung, hat diese oft durchquert, zu Fuß, im Wagen, bei jedem Wetter, auf allen Wegen. Viele werden sich an sie erinnern, aber noch zahlreicher sind die, welche mit ihrer Hilfe geboren wurden. Es ist nicht mehr als gerecht, auch dieser treuen Dienerin zu gedenken, hat sie doch jahrein, jahraus, ohne sich je zu schonen, ihre mühsame Pflicht erfüllt.

■ ■ ■ *Chirurgie im Schlafzimmer* ■ ■ ■

WIR kommen in Novalles an. Ein junges Mädchen hat den Oberschenkel gebrochen, es liegt schon in der Extension. Gottlob ist alles in Ordnung. Habe ich nicht gesagt, man sollte von solchen Fällen überhaupt nicht sprechen, sie seien nicht interessant? Man fragt sich heutzutage, wie jemand überhaupt die Kühnheit haben konnte, ganz allein und ohne eine Röntgenaufnahme des gebrochenen Gliedes zu besitzen, einen Oberschenkel einzurenken. Wie oft habe ich am Lager eines Kindes gestanden, das im Streckbett lag und dessen Fuß mit Streifen von Kautschukpflaster im Bügel befestigt waren; eine Schnur glitt über eine Rolle, an der als Gewicht ein Sack hing, mit Sand und Metallabfällen gefüllt; dieser übte den Längszug aus, während der Körper den Gegenzug ausübte. Die Natur ist eine gute Heilerin, und die Knaben, die ich damals behandelte, haben unterdessen alle ihren Militärdienst getan.

Auch an ein kleines zwölfjähriges Mädchen erinnere ich mich. Wenn ich nicht irre, war es von der Institution für Pflegekinder als Verdingkind untergebracht worden bei einer alten Dame. Die Kleine hatte eine schwere Lungenentzündung. Statt daß nun aber das Fieber, wie vorgesehen, in einem gewissen Zeitpunkt geringer wurde, stieg es beständig; der Zustand der Kleinen hatte sich durch das Hinzukommen einer Brustfellentzündung verschlimmert. Es war daher nötig, eine Operation vorzunehmen, nämlich eine Rippenresektion, um den Eiter durch Einlegen von Wundröhrchen entfernen zu können. Unser junger Arzt hielt Kriegsrat mit der alten Dame und mit Frau Sophie Cochand, die damals noch nicht Hebamme war; es wurde beschlossen, die Operation vorzunehmen. Frau Sophie machte die Narkose, und der Arzt schnitt eine Rippe heraus, legte ein Wundröhrchen ein und rechnete, was das übrige betraf, mit der Hilfe des Himmels und, es ist wunderbar, das Kind wurde gesund. Ich habe den Namen des kleinen Mädchens vergessen, und ich weiß nicht, was ihm später das Leben an Kummer und Glück gegeben hat.

Eines Abends im Januar wurde ich dringend nach Bonvillars gerufen: ein Fräulein hatte sich beim Schlittschuhlaufen einen schweren Beinbruch zugezogen. Eine genaue Beschreibung des Falles erübrigt sich, es möge genügen,

zu erwähnen, daß das Schienbein die Haut durchbohrt hatte und daß der Fuß vollständig verdreht war. Der bleiche und schüchterne junge Arzt hatte den Wagemut, zu veranlassen, daß die Verunglückte in ihrem Heim behandelt werde. In den gegenwärtigen Zeiten wäre so ein Fall dringend in das Spital eingewiesen und von kompetenten Chirurgen nach allen Regeln der Kunst behandelt worden. Diese letzteren mögen mir verzeihen und in Betracht ziehen, daß ich damals noch sehr jung war und daß unterdessen viele Jahre verflossen sind.

Fräulein X wurde also zu Hause behandelt. Man ließ beim Charcutier eine Säge holen, um die Oberfläche des gebrochenen Knochens zu egalisieren, man manchte einen Gipsverband und dann tat Mutter Natur das ihrige.

Nach solchen Gängen begab sich der Arzt jeweilen zum Apotheker, um dort sein Päckchen Rezepte abzugeben.

Grüß Gott, Herr Apotheker; mit eurem kleinen Spitzbart, eurem etwas ironischen Lächeln wart ihr mir ein ausgezeichneter Professor. Die Ärzte waren damals noch nicht ganz begraben

unter der Lawine von Spezialitäten, Vitaminen und Hormonen. Man schrieb damals noch, wie es auch unsere Väter taten, «Magistralformeln». Unser Apotheker vervollständigte aufs nützlichste meine ungenügenden pharmakologischen Kenntnisse. Wenn man heute sagt, daß jene Rezepte oft nur noch eine Art traditionelles Dekor der Apotheker sind, sage ich: das ist einfach nicht wahr.

Man wird mir entgegenhalten, daß ich wie ein alter Großvater denke — aber da ist nichts zu wollen. Mit etwas gesundem Menschenverstand kann man in vielen Fällen solche Rezepte schreiben, die dem Kranken — und auch seinem Portemonnaie — sehr nützlich sein können.

♦ ♦ ♦ ♦ ♦

DIE Sprechstunde fand immer am Nachmittag statt. Auch dort wurden kleine chirurgische Eingriffe vorgenommen, die, wenn ich mich nicht täusche, jetzt nicht mehr ausgeführt werden. Der Arzt setzte sogar seinen Stolz darein, Zähne auszureißen! Ich bitte die Herren Zahnärzte recht sehr um Verzeihung und

Da musste ich lachen...

In der Nähe des Zeitglockenturmes befindet sich der berühmte Zähringerbrunnen, der immer viele Fremde anzieht. Kürzlich konnte ich folgendes Gespräch belauschen: Zwei rundliche australische Damen blickten zu der berühmten Sehenswürdigkeit auf und zerbrachen sich den Kopf, was wohl die kriegerische Figur mit Visier, Schwert und Dolch, die eine goldene Kugel auf dem Kopf und ein Fähnlein in der rechten Hand hält, darstelle. Plötzlich rief die eine: «Now I know, that's William Tell with an apple on his head!»

Das ist wohl das erstemal, daß unser gutes Wappentier, der Bär, mit unserem Nationalhelden verwechselt wurde.

Mitgeteilt von A. M.



hoffe, daß sie mich nicht mit Vorwürfen oder Sarkasmen strafen werden — all dies ist eine alte Geschichte! Wie dem auch sei, eine erkleckliche Anzahl von Backenzähnen, Augen- und Schneidezähnen liegen schwer auf meinem Gewissen! Gestern fand ich sogar einen Backenzahn in meinem Garten — war ich wohl der Schuldige? Ich kann wirklich nicht sagen, wer der einstige glückliche Besitzer war.

Es wäre langweilig, sich zu lange über solche Fälle zu verbreiten, sprechen wir nur noch von jenem Landwirt, der eine verunstaltete große Zehe hatte. Um diese wieder gerade zu kriegen, war es nötig, etwas vom Knochen herauszuschneiden. Die Operation wurde mit Lokalanästhesie ausgeführt, die Gattin des Doktors wirkte dabei als Assistentin. Der Patient war noch jung, aber er war vom Teufel des Alkoholismus besessen. Sein rotes Gesicht, seine allzu glänzenden Augen bewiesen, daß er eine «Stärkung» zu sich genommen hatte, um diese Prüfung besser auszuhalten.

Die Operation beginnt, man schneidet, man sägt, es geht nicht allzu schnell. Wir fragen den Patienten:

«Nun, wie geht's?»

«Sehr gut, herrlich gut, ich spüre überhaupt nichts.»

Und nun stimmte er mit dröhnender Stimme das Lied an: «Roulez tambours, pour couvrir la frontière!» Die Operation wird zum Klange dieses Kriegsmarsches beendet.

Die Folgen des Eingriffes waren durchaus normal, doch ist der Arme, der beständig vom schwarzen Dämon verfolgt wurde, unterdessen traurig aus der Welt geschieden. Er war ein netter Geselle. Ich kann mir vorstellen, daß, als der lauernde Teufel ihn packen wollte, ein Engel dazwischen trat und sprach: «Er gehört mir. Nicht ihn, sondern seine schlechten Ratgeber sollst du packen, die aus der Schwäche ihres Nächsten Nutzen gezogen haben.»

Aber ich denke nicht daran, eine Predigt zu halten. Was ich mir in meinem Innern sage, ist dies: Man versucht viel, aber man ist zufrieden, wenig, aber dann das Richtige, zu tun. Und wenn man auch nichts ausrichten würde, möchte man doch von allem sprechen, denn es drängt den Menschen, von dem zu sprechen, was er tut.

Andere Zeiten, andere Sitten? Das mag stimmen, aber eines ist gewiß: Der Mensch ändert sich nicht.

■ ■ ■ *Nächtliches Intermezzo* ■ ■ ■

Zu Beginn meiner Praxis war es noch üblich, den Arzt mit einem von Pferden gezogenen Wagen zu holen, besonders, wenn man ihn nachts rief. In der Stille der Nacht hörte man das Geklingel der Glöckchen am Geschirr, wenn so ein Wagen näher kam. Der Arzt horchte auf im Halbschlaf: Ist es für mich? Die Hufe schlagen auf dem Pflaster auf, die Räder knarren, die Glöckchen tönen, der Wagen nähert sich — wird das nächtliche Fahrzeug vor dem Haus anhalten? Nein, es entfernt sich langsam. Beruhigt gibt man sich wieder dem Schlummer hin; es war ein falscher Alarm. Ein anderes Mal hält der Wagen an, die Schellen tönen nicht mehr, man wartet und dann klingelt es.

Die Frau des Arztes öffnet das Fenster; es sei erwähnt, daß bei solchen Gelegenheiten im allgemeinen die Gattin zur Erkundigung und zum Parlamentieren geschickt wird, der Gatte bleibt vorsichtig im Warmen, Weichen. Man weiß ja nie; vielleicht kann das Aufstehen vermieden werden. Die Gattin fragt den nächtlichen Gast aus, und der Doktor gibt seine Ratschläge vom Bett aus. «Sag ihm, es sei nicht so schlimm, man könne bis morgen früh warten. Ja, machen Sie ihm Breiumschläge auf die Brust oder setzen Sie ihm Schröpfköpfe auf.»

Die Gattin fragt ihren Gatten: «Er sagt, das Kind habe hohes Fieber, was soll man da machen?»

Die Antwort ist: «Wickel.»

Allzu oft endet der Dialog mit dem Satz: «Es wäre trotz allem besser, wenn der Doktor käme.» Nun wohl, wenn es sein muß, so machen wir uns in Gottes Namen auf den Weg.

Wenn man dann ankommt, findet man eine Mutter vor, die in Tränen zerfließt; ihr kleiner Zweijähriger hat ein schweres Fieber. Ein rauher Husten schüttelt ihn, er hat ein Ziehen in der Kehle, aber der Kleine ist nicht geängstigt, er lächelt sogar dem Doktor zu.

«Nein, liebe Frau, Ihr Kind hat nicht Diphtheritis, sondern falschen Krupp. Geben Sie ihm heiße Getränke, Milch mit Honig, und machen Sie ihm Halswickel, dann wird alles wieder gut. Ich komme morgen wieder.»

Die Mutter ist beruhigt, der Vater fährt mich nach Hause, sanft trabt sein Pferd auf der nächtlichen Straße.

Es ist wieder Nacht, und diesmal ist es eine

Alte, die in ihrem Bett seufzt und stöhnt. Um sie überhaupt zu entdecken, muß man erst mühsam Schale und Decken entfernen, die aus ihr eine Art Mumie machen. Mit vieler Mühe entdeckt man dann ein altes, verrunzeltes Gesicht, auf dem man alles Elend des Lebens und des Alters lesen kann. In der Küche, in die schon das Morgengrauen durch das Fenster dringt, herrscht Kälte und Schweigen. Kein Feuer ist im Herd angezündet, auf dem Tisch liegt ein angeschnittener Laib Brot, Lachen von Milchkaffee beschmutzen die Tischplatte, Teller und Tassen stehen unordentlich da, und eine Katze thront auf dem Tisch und leckt Milch aus einer Untertasse.

Schon unter der Tür bemerkt der Mann der Kranken: «Der Doktor X ist nur für die Reichen da, und der Doktor Z sagt einem, man solle die Zunge herausstrecken — das ist alles, und dann geht er. Schließlich hatte ein anderer Arzt schon fast erraten, was mir fehlte, aber schlußendlich hat doch die Schlafwandlerin herausgefunden, daß mein Darm zugepfropft war.»

Der Arzt steigt in seinen Wagen, wo ihn der Kutscher erwartet. Der Mann ruft ihm noch zu: «Danke, daß Sie gekommen sind, Herr Doktor, ich habe nämlich gemeint, meine Frau werde «abfahren» heute Nacht. Ich weiß ja schon, daß nichts mehr zu machen ist, aber ich möchte mir nichts vorzuwerfen haben.»

■ ■ *Der Familienarzt wird immer bleiben* ■ ■

ICH denke erneut an die Praxis eines Arztes, wie sie vor dreißig Jahren war. Es hat sich vieles verändert, der Umfang der Kenntnisse von speziellen Techniken hat dazu geführt, daß die Medizin (dies ist übrigens in vielen andern Bereichen auch der Fall) sich in zahlreiche Spezialgebiete spaltete. In diesem Sinn gibt unsere Epoche Montaigne recht, der sich einen andern Arzt für jedes Körperorgan wünschte. Schon er glaubte, ein einziger Arzt sei unfähig, alle Räder dieser komplizierten Maschine vollständig zu kennen.

Die Spezialisierung ist zweifellos notwendig, unerlässlich. Es sieht aber nur so aus, als ob die Überzahl so vieler verschiedener Disziplinen der allgemeinen Praxis schaden könnte. Dies wäre nur dann der Fall, wenn sich diese nicht den neuen Notwendigkeiten anpassen würde. Es ist kein Grund da, zu verzweifeln. Der

praktische Arzt wird weiterbestehen, er bleibt eine Notwendigkeit, aber er wird nicht mehr genau wie sein Vorgänger vor dreißig, vierzig Jahren sein. Seine Arbeit ist anders, aber sie ist ebenso wichtig. Seine Verantwortlichkeit ist keineswegs geringer geworden, im Gegenteil; sie ist einfach verschieden von der frühern. Die Anforderungen, die an den Mediziner gestellt werden, sind größer geworden: die Diagnose muß schneller und präziser sein, es wird mehr Gewicht auf die Prophylaxe gelegt. Auch die soziale Medizin verlangt vom heutigen praktischen Arzt eine größere Aufmerksamkeit, eine noch genauere Arbeit. Es ist unerlässlich, den Rat des Arztes und Professors Pierre Mauriac zu befolgen: «Die Zurückhaltung und der Zweifel müssen die besten Ratgeber des Arztes sein».

Die Generationen verschwinden, andere tauchen auf, man muß sie mit Wohlwollen behandeln. Der praktische Arzt, der in langen Jahren zu dem geworden ist, was er heute ist, muß Verständnis haben für seine jüngeren Kollegen — so wird er sich gesund und munter erhalten in der Flucht der Zeit.

Unter meinen Vorgängern ist mir vor allem Doktor François Flaction gegenwärtig; ich denke mit Vergnügen an diesen Kollegen. Viele werden sich noch an ihn erinnern: ein roter, gekräuselter Bart, kurzsichtige, lustige Augen hinter Gläsern. Er besaß einen sanften Skeptizismus, was die Medizin anbelangte; seine Großzügigkeit, sein Sinn für Humor und seine Lebhaftigkeit machten einen scharmanten Gefährten aus ihm. Er zitierte gern die Worte des englischen Philosophen Francis Bacon (1561 bis 1626): «Zu allen Zeiten konnte man beobachten, daß, wenigstens in der Meinung des unwissenden Volkes, die Scharlatane, die alten Frauen und die Betrüger irgendwie mit den Medizineren rivalisierten, was das Ansehen anbelangt, und daß sie sich mit den letzteren um die Berühmtheit der Kuren stritten.»

Als sich Doktor Flaction einer Operation unterziehen mußte, der er übrigens erlag, empfahl er mir eine Kranke vorgerückten Alters und schrieb dazu: «Behandeln Sie sie, wie es Sie gut dünkt, ich habe Ihnen keinen Rat zu geben; wir wissen wenig Dinge mit Gewißheit, aber doch etwas mehr als die Scharlatane. Gott behüte Sie.»

Deutsche Übersetzung der «Souvenir d'un médecin de campagne» von M. de Verneuil-Weilenmann.